Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **25 (1943)**

Heft 31

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 30. Juli 1943 — Erscheint jeden Freitag — 25. Jahrgang Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 72975. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 22252. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Zum ersten August 1943

Schwester, freue Dich!

Siehe, es schreitet dein Fuß über den Boden der Heimat,
Frei ist das Land, das du liebst! Frei, doch um dort zu gehorchen,
Wo zur gemeinsamen Wehr eines dem anderen dient.
Mitten im riesigen Raum, eines unsagbar betroffenen,
Eines in Qual und in Not Tag und Nacht zitternden Erdteils,
Mitten in grausiger Zeit, da schon so lange das Unheil
Eines gewaltigen Kriegs tausendfach Not bringt und Grauen,
Darfst du noch immer bestehn.
Schau deine Heimat! Es stehn trotzig die herrlichen Berge,
In deren mächtigem Schutz eisern der Wehrwille wacht.
Grün ist die Flur, und es wogen der Heimat reifende Felder,
Zeugen des zuchtvollen Werks, das täglich Brot für uns schafft.

Schwester, sei froh!

Danke aus betendem Herzen, daß diese Heimat die Deine,
Daß die Jahrhunderte ihr Geist und Gestalt so geformt.
Danke für kostbares Gut, das sie dir birgt schon so lange,
Danke für Freiheit und Recht, Gabe zugleich dir und Pflicht.
Danke den Vätern, daß sie dir diese Heimat geschaffen
Und einem guten Geschick. Danke dem Tag, da sie ward.

Schwester, sei stark!

Freude und Dank seien dir starke und schützende Kräfte,
Deren so sehr du bedarfst, um in der Not zu bestehn.
Schwester, erbitte dir Kraft selbstlos liebenden Herzens,
Liebe dein Land, sei ihm treu durch deinen fraulichen Dienst:
Stütze durch helfende Tat und auch mit tröstlichem Worte
Alle die Deinen, wenn Not oder wenn Trübsal sie beugt.
Nenne die „Deinen" die Schar aller, die Trostes bedürfen.
Sei ihnen Hilfe und Schutz, also bezeugend den Dank.

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat erklärte, daß im Zusammenhang mit den Ereignissen in Italien kein Grund zu Beunruhigung vorliege. — Das Kriegsindustrie- und Arbeitsamt hat Richtlinien für die Aufrechterhaltung des Arbeitsfriedens in Industriewerken herausgegeben. — Die Fleischration kann auch im August mindestens auf die Ration des Juli erhöht werden.

Ausland

Infolge der großen Geschehnisse, die sich in der vergangenen Woche in Italien abgespielt haben, weichen wir diesmal von der gewohnten Ordnung ab und setzen die Nachrichten aus dem Auslande vor unsere eidgenössischen.

Letzten Sonntagabend ist bekannt geworden, daß der italienische König Viktor Emanuel vom Regierungschef Benito Mussolini nach 21jähriger Diktatur dessen Demission angenommen habe, und daß Marschall Badoglio beauftragt worden sei, eine Militärregierung zu bilden. Der Demission ging eine lange Sitzung des Großen Faschistenrates voraus, die wenige Tage auf das Zusammentreffen Mussolinis mit Hitler in Verona erfolgte; der Rat stimmte einer von Minister Grandi eingebrachten Resolution zu, wonach Mussolini aufgefordert wurde, dem König den Oberbefehl über alle Streitkräfte anzubieten und selbst zurückzutreten. Sogar Graf Ciano hat dabei für die Demission Mussolinis gestimmt. Der König und der Marschall erließen sofort Proklamationen, in denen sie das Volk zur Ruhe und zur Erfüllung ihrer Pflicht mahnten und erklärten, der Krieg gehe weiter, man wolle den Deutschen das gegebene Wort halten. Sofort fanden Volkskundgebungen statt, ganz Italien feierte die Befreiung von der Tyrannis; es kam zu einigen Demonstrationen gegen bekannte Faschisten. Die neue Regierung hat die faschistische Partei aufgelöst und die faschistische Miliz dem Heere eingegliedert. Sie hat dann den Ausnahmezustand verhängt und alle Menschenansammlungen auf der Straße verboten, da es zu mehreren Gewaltakten kam. Das Bild des Duce ist überall beseitigt worden, ebenso die Liktorenbündel, das Kennzeichen des Fascismus. Die fünf italienischen Parteien: die Liberalen, Sozialisten, Christlich-Sozialen, Kommunisten und die Aktionspartei nun zur Einheitspartei zusammengeschlossen, erließen ebenfalls eine Proklamation, in der sie ihre Hoffnung auf Frieden zum Ausdruck brachten. — Zum neuen Außenminister wurde der bisherige Botschafter in Ankara, Guariglia ernannt. Er hatte bereits Besprechungen mit dem türkischen Außenminister, vermutlich wegen einer türkischen Vermittlung zwischen Italien und den Alliierten. Es ist bekannt, daß Guariglia, seit er in der Türkei weilt, unabläßig erklärte, Italien könne diesen Krieg nicht gewinnen, es wäre besser, wenn es Frieden schließen würde.

Im Vatikan herrscht ungewöhnlich lebhafte diplomatische Tätigkeit. Am Sonntag gegen Mitternacht fand eine öffentliche Kundgebung auf dem Petrusplatz für den Papst statt. Der Papst bedauert, daß Rom nicht zur offenen Stadt erklärt worden sei. In Deutschland wurde erklärt, die Demission erfolge wegen dem schlechten Gesundheitszustand Mussolinis. Im übrigen verhält man sich hier zurückhaltend gegenüber den Geschehnissen.

Premierminister Churchill gab im Unterhaus Erklärungen ab über die Vorgänge in Italien. Er sagte, wenn auch die neue Regierung unter dem deutschen Joch zu bleiben gedenke, wären die Alliierten gezwungen, den Krieg auf das italienische Festland zu tragen. Man müsse aber Italien nun etwas Zeit lassen, damit die Struktur des Staates nicht zerstört werde. Man werde aber die bedingungslose Kapitulation fordern, die Auslieferung alles dessen, was der Weiterführung des Krieges gegen Deutschland, den Hauptfeind, nütze. Bis jetzt habe man noch keine Fühlung genommen mit der neuen Regierung. Doch hat General Eisenhower die Waffenstillstandsbedingungen in der Hand und ist ermächtigt, mit der neuen Regierung zu verhandeln.

Auch der polnische Ministerpräsident Mikolajczyk äußerte sich zum Sturz Mussolinis als einem Vorzeichen, daß alle Diktaturen gestürzt und eine demokratische Weltordnung eingesetzt würde.

Präsident Roosevelt hielt eine Rede an die amerikanische Nation. Er versicherte, man werde dem Fascismus gegenüber nicht gnädiger sein als gegenüber den andern Feinden. Er lobte die Zusammenarbeit der Armeen in Sizilien und machte innenpolitisch die Enthüllung, daß er sechs Punkte aufgestellt habe, wonach jeder amerikanische Wehrpflichtige nach dem Krieg in sozialer Sicherheit gewährleistet werde.

Der englische Innenminister Morrison gab bekannt, daß seit Kriegsbeginn 1389 Kirchen und Klöster zerstört worden seien.

Vom deutschen Volksgerichtshof sind erneut neun Elsässer wegen staatsgefährlicher Propaganda und Begünstigung der Flucht von Wehrpflichtigen zum Tode verurteilt worden.

Kronprinz Olaf von Norwegen gab bekannt, daß Tausende von norwegischen Flüchtlingen mit kleinen Booten an der Küste Großbritanniens eingetroffen seien.

In Ungarn ist das Portefeuille des Außenministers von Ministerpräsident Kallay an Jenö Ghyczy übergegangen.

Die französische Konzession in Schanghai ist der chinesischen Nationalregierung in Nanking zurückgegeben worden. — Der chinesische Außenminister Soong ist von Washington kommend in London eingetroffen.

General Giraud ist nach Algier zurückgekehrt.

Kriegsschauplätze

Sizilien: In Nordwest- und Westsizilien sind sämtliche Häfen von den Alliierten besetzt worden. Es besteht jetzt noch ein Verteidigungsdreieck bei San Stefano-Catania-Messina, in dem immer mehr deutsche Truppen die Italiener ablösen und erbitterten Widerstand leisten. Im abgeschnittenen Westteil wurden drei italienische Divisionen eingeschlossen. Die alliierten Truppen setzen ihren Vormarsch längs der

„Der Grundsatz unserer Eidgenossenschaft
ist von einer so einleuchtenden besiegenden Klarheit,
so gar offenbar beruhet unser aller Ehre, Glück, Dasein
auf unserer Verbindung,
und unser Volk ist noch so vaterländisch bieder,
daß zwar, nach Familienart,
Brüder auf Brüder wohl gezürnt,
aber nie der großen Tage vergaßen,
wo wir allesamt,
gemeine Eidgenossen von Städten und Ländern,
für den Bund als unsern Vater,
und für die Freiheit, unsere Mutter,
in einem Sinn
sieghaft und glorwürdig zusammengestanden!"

Johannes v. Müller
(in „Vermächtnis an alle Eidgenossen")

Wir lesen heute:

Ein freudiges Ja
Amerika hat Vertrauen in die weibliche Intelligenz II.
Unsere Leser
Anna Jungck-Reinhardt †

Die Frau des Stauffacher

Aus J. Gotthelfs Geschichte für die Jugend „Der Knabe des Tell"
Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich

Einen der mächtigsten, folgereichsten dieser Schritte tat der Vogt Geßler im Lande Schwyz auf einem seiner Züge von Küßnacht nach Altdorf oder von Altdorf nach Küßnacht, die sich im Sommer 1307 oft wiederholten. Twing Uri sollte bald fertig werden. Zornig wie er seit langem immer war, wenn er in die Länder kam, und durch starken Imbiß in Schwyz noch mehr erhitzt, ritt er gen Arth, durch Steinen, welches zwischen Vera und See in fruchtbarem Boden liegt. In hellem Abendschein glänzte ihm ein schönes, neues Haus entgegen; vor demselben saß, wie es bis auf den heutigen Tag an vielen Orten im Schweizerlande Sitte geblieben ist, der Hausvater mit den Seinen und feierte in stillem Betrachten des schönen Abends und in freundlicher Rede den Feierabend. Es war einer der angesehensten Männer im Lande Schwyz, nicht bloß weil er von wackern Männern stammte, sondern weil er selbst ein wackerer Mann war. Auch er wie die andern war dem Vogt aus dem Wege gegangen, weil er nicht gerne sah, was er nicht liebte, und weil er als kluger Landmann alles mied, was störend ins Leben hineinragen konnte. Wie der Schiffer seinen Kahn nicht an Felsen treibt, sondern sie umfährt, so muß auch der Landmann Frieden suchen für sein Leben, denn nur im Frieden ist die Aussaat möglich, nur im Frieden gedeiht die Ernte. Als Werner Stauffacher unerwartet den Vogt anreiten sah, wär er gern ausgewichen, doch wars zu spät. Ausweichen wäre wie Flucht erschienen, Flucht aber hielt der Stauffacher unter seiner Würde. Sobald der Vogt ihn sah, freute er sich der Gelegenheit, einen angesehenen Mann zu verletzen, so tief er konnte, ritt hart an ihn und frug, wem das Haus gehöre. Ehrerbietig antwortete der Stauffacher: „Herr Ritter, es ist meines Herrn, des Königs (Reichseigentum) und Euer und mein Lehn." Da sprach Geßler hoch vom Pferde herab: „Ich bin an meines Herrn, des Königs, Statt Regent im Lande und will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will nicht, daß die Bauern so frei leben, als ob sie selbsten Herren wären." Höhnend ritt er mit seinem Gefolge von dannen.

Schwer hatte Geßler den Stauffacher verwundet in seinem heillosen Uebermut, der nie daran dachte, wie bös solche Wunden eitern können, sondern nur daran, daß sie schwächen und beugen müßten. Als Stauffacher im Schmerz verletzter Würde dem Ritter nachsah, der ihm an persönlichem Werte, am Werte der Väter, am Reichtum nachstand, ein Fremdling im Lande war, nichts als Ritter war und Albrechts Knecht und Vogt, was beides nicht von großer Bedeutung war in Stauffachers Augen, ward sein Herz voll zorniger Verachtung. Vogt hätte er nicht sein mögen, Ritter hätte er sein können, wenn er gewollt, aus seiner Familie waren Aebte in Engelberg gewesen, und wohl bewährt war sein Schwert und sein Wort. Aber ein freier Landmann zu sein im freien Lande Schwyz, das war der Stand, welchen er am höchsten hielt, und den hatte der Vogt ihm angegriffen, hatte es in Abrede gestellt, daß er ein freier Mann sei, ein Freiherr so gut als einer, so weit es ein Reichslehn nur erlaubte.

Wenn einer so in tiefen Gedanken oder tiefem Schmerz versunken steht, vieles in ihm ringt, aber noch nichts sich gestaltet hat, ein Nebelmeer in seiner Seele wogt, aber es nicht entschieden ist, ob es sich zu einem Gewitter ballen oder den Himmel abklären will, da tritt oft ein Aeußeres hinzu, welches den Ausschlag gibt. Oft kömmt ein Mensch und entscheidet, bringt Gestalt in den Nebel, Bewußtsein in die Seele, gibt den Wellen derselben eine bestimmte Richtung. Ist aber der, der kömmt, ein guter, ein böser Engel? Wie entscheidet er zum Heil und zum Verderben? Eben darum sind das die schwersten Augenblicke im Leben, weil es dem Menschen im Nebel, welcher ihn umfängt, so schwer wird, klar zu sehen, ob der, welcher ihm mit gutem Rate auf die Achsel klopft, Flügel an den Schultern habe oder einen Pferdefuß unten am Bein.

Zu Stauffacher trat sein Weib, Margaritha Herlobig mit Namen, und gab seinem Schmerz Gestaltung. Oefters haben die Schweizerinnen nach altgermanischer Weise wie Männer gefochten, und noch an manchem Orte besitzen von solchen männlichen Proben her die Weiber eigene Rechte, und wenn sie nicht Gelegenheit fanden, mit dem Schwerte zum Manne zu stehen, so kamen sie mit männlichem Rate, und der Mann verschmähte ihn nicht. Wie die Weiber feiner fühlen, so haben sie auch klugen Sinn für die Zeit, ob stille bleiben besser sei, oder ob sie reife zu einem Entschluß; freilich darf dann kein krankhafter Reiz dieses Gefühl überspannt haben, dann trifft es weder die rechte Zeit noch die rechten Mittel mehr. So war es aber nicht bei Stauffachers Frau. Es war eine Frau, die würdig dem Manne zur Seite stand, die Würde der freien Hausfrau so innig fühlte als er die Würde des freien Mannes, für des Hauses Ehre so zu sorgen wußte, daß dasselbe weit umher berühmt war als das bravste und gastlichste Haus weit in der Runde.

Sie hatte die Rede gefühlt wie der Mann, trat nun zu ihm und sprach: „So geht es nimmer! Seht ihr dem Treiben der Vögte in Ruhe zu, so nehmen sie ein Gut nach dem andern, Freiheit, Gut und Blut. Was ihr von den Vätern ererbt, Gott euch anvertraut hat, das wolltet ihr euch rauben lassen sonder Wehr?" Da sprach Stauffacher verständige Worte. Was wehren nütze gegen solche Macht, meinte er, was der einzelne Mann zu tun vermöge gegen die Vögte und ihre zahlreichen Knechte, hinter welchen noch der mächtige Albrecht sei, an Erbländern so reich und Haupt des Reichs? Da sei warten das Beste, wie der kluge Jäger sich berge, wenn das Gewitter über die Berge breche. „Wohl tut der Jäger also auf dem Gebirge, wenn er der Lust der Jagd nachgegangen ist," sprach die Stauffacherin. „Aber wenn er daheim vor seinem Hause steht, und der Waldstrom donnert herab von den Bergen, donnert durch die Klüfte, da birgt der Jäger sich nicht und wartet, bis der Waldstrom verlaufen ist, die Hütte weggerissen, die Matten bedeckt sind für viele, viele Jahre mit wildem Geschiebe. Er steht mit Knechten und Nachbarn an des Stromes Ufern, schützt die Weiber, wehrt dem Einbruch, sichert die Hütte, wahret sein Eigentum, um unversehrt es zu liefern in der Kinder Hände. Der Vögte Tun ist kein Gewitter, welches vorübergeht in einer Stunde raschem Verlauf, es ist der Einbruch eines Waldstromes, der wüstelegt das Land für viele, viele Jahre, es ist ein Bergsturz, der aus dem schönen Lande eine öde Wildnis schafft, in welcher die Menschen traurig sterben, welche die Tiere fliehn. Darum hilft hier kein Schirmen und Bergen, da hilft bloß wachen und wehren, aber alleine vermagst du es freilich nicht. Aergeres als du haben andere erlitten, bitterer als dir wird es ihnen im Herzen sein, aber jeder birgt seinen Schmerz,

Ein freudiges Ja

Die Bundesfeierspende dieses Jahres ist zur Förderung der beruflichen Ausbildung bestimmt, natürlich zur Verteilung unter männliche und weibliche Jugend. Daß Berufsarbeit den Mädchen nötig ist, braucht heute nicht mehr betont zu werden. Vor der Heirat arbeitet es ohnehin beruflich, nach der Heirat ist ihm berufliches Können wertvolle Beigabe oder eventuell notwendige Ausrüstung für dennoch nötigen Broterwerb, ohne Heirat ist ihm Berufsarbeit selbstverständliche und notwendige Lebensaufgabe. Drei kurze Beispiele erinnern uns an diese Tatsachen und bekräftigen das Ja, das heute ein jedes Mädchen zu seiner Berufsarbeit sagen möge.

Eine Lehrerin

nach jahrzehntelangem vorbildlichem Wirken, heute pensioniert, schreibt uns:

„— — — und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Das Monatsende naht und damit der besondere Tag, an dem ich eine Frucht meiner Lebensarbeit pflücken darf, das heißt mit dürren Worten: ich kann mein Ruhegehalt in Empfang nehmen. Ich bin noch nicht lange meiner Berufspflichten entbunden, darum ist jener Tag noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden. Er läßt mich jedesmal tiefste Dankbarkeit empfinden gegen die, welche mich einen Beruf wählen ließen, welcher meiner Neigung und meinen Fähigkeiten entsprach. Nicht minder dankbar bin ich einem gütigen Geschick, das mir Gesundheit schenkte und eine Arbeitskraft, die ungebrochen mir mehr als 40 Jahre erlaubte, meine Berufspflichten zu erfüllen.

Ein Rücktritt von einer lieben Tätigkeit ist ein schwerer Entschluß und eine wehmütige Angelegenheit. Wenn aber die Leistungsfähigkeit so herabgemindert ist, daß einen die Arbeit nicht mehr befriedigt, wenn sie nur noch ermüdet und niederdrückt, dann ist es Zeit, das Arbeitsfeld einem jungen, tatendurstigen Menschen zu überlassen.

Wie rasch sind die Jahre dahingegangen und wie kurz erscheint die Spanne Zeit, wenn man Rückschau hält und die Erinnerung ernste und heitere Bilder erstehen läßt! Wichtig war einst der Entschluß, einen Beruf zu wählen, der vier strenge Lehrjahre verlangte und den Eltern große Opfer auferlegte. Sie brachten diese Opfer gerne in der Hoffnung, die Jüngste werde einst die Stütze ihres Alters sein. Dafür sollte sie recht gerüstet sein. Der alternde Vater ahnte nicht, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein werde, im heimeligen Landschulhäuschen seine alten Tage zu verbringen. Die Mutter mußte allein mit hinaus ziehen, um der jungen Lehrgotte ein gemütliches Heim zu bereiten, damit sie ungestört ihren vielfältigen Berufspflichten obliegen konnte. Unvergeßlich sind die Jahre des Strebens, Schaffens und Wachsens in der kleinen Bauerngemeinde am idyllischen See. Ein halbes Hundert aufgeweckte Buben und Mädchen im Alter von 6—14 Jahren lehren und lenken war für die erst neunzehnjährige Lehrerin keine Kleinigkeit. Was half und aufpornte, war das Zutrauen der vorgesetzten Schulbehörde, die das junge Wesen als vollverantwortlich und erwachsen anerkannte und respektierte. Zufrieden und glücklich machte das einfache Landleben, und die Arbeit im Garten bot willkommenen Ausgleich neben der geistigen Arbeit. Der Verkehr mit den einfachen, klugen Menschen schuf Verbindungen, die nicht mehr gelöst wurden, wenn auch nach fünf Jahren Landaufenthalt fast vierzig Jahre Lehrtätigkeit in der Stadt folgten.

Gerüstet mit Berufserfahrungen und Menschenkenntnis begann ich meine Arbeit in der Stadt. Es war anfänglich ein Versinken in den neuen Verhältnissen und vielen neuen Problemen. Manchmal wollte der Mut versagen, und es regte sich Heimweh nach dem ländlichen Leben. Dann halfen wieder die vielen Anregungen der neuen Umgebung, die Gelegenheiten, den Bildungshunger zu stillen auch zur Klärung der Berufsprobleme. Fast unmerklich gingen die Jahre dahin. Der Umgang mit der Jugend erhält jung. Die vielfältigen Schicksale der Schüler zwangen zum Nachdenken über die Ursachen schwerer Frauenschicksale und über Frauenrechte. Sie führten zur Ueberzeugung, daß es von größter Wichtigkeit ist, wenn auch die Mädchen ihren Fähigkeiten und Neigungen gemäß beruflich tüchtig geschult werden. Ein Beruf bedeutet Halt und Stütze in allen Lebenslagen und kann helfen, ein schweres Schicksal zu meistern. Er vermag auch zu trösten, wenn einem Mädchen die Gründung eines eigenen Hausstandes versagt bleibt. Möchten doch alle Eltern für die berufliche Schulung ihrer Töchter ebenso willig Opfer bringen, wie für die Ausbildung ihrer Söhne. Die zuständigen Amtsstellen sollten dazu bereit sein, Lehrlingen und Lehrtöchtern in gleicher Weise mit Stipendien die Berufsbildung zu erleichtern.

Was kann an dem Einzelschicksal einer Lehrgotte im Ruhestande als Beispielhaftes und Wegweisendes erkannt werden? Der Lehrerinnenberuf ist vielleicht derjenige Frauenberuf, der dem weiblichen Wesen und Gemüt am meisten entspricht. Und dieser schönste aller Frauenberufe erlebt heute eine Krise, die er nur mit Unterstützung aller einsichtigen Frauen überwinden wird. In manchen Kantonen hört man heute die Klagen wegen des Lehrer- und Lehrerinnenüberflusses. Die Mobilisation der Schweizer Armee hat vorübergehend für alle verfügbaren Lehrkräfte Arbeit geschaffen. Trotz dieser Situation verstimmen die Klagen nicht ganz, und man schränkt die Ausbildung der Lehrkräfte ein. Aber auch bei dieser Sachlage sollen sich die Mädchen, die Neigung und Eignung zum Lehrerinnenberuf verspüren, nicht abhalten lassen, ihn zu wählen. Es ist nicht ewig Krisenzeit und hoffentlich kehrt einst die Einsicht bei der verantwortlichen Bürgerschaft ein, daß am falschen Ort gespart wird, wenn man einer einzelnen Lehrkraft 50 und mehr Schüler zuweist und damit eine zeitgemäße Unterrichtsweise verunmöglicht. Es ist aber auch Raubbau an der Nervenkraft von Lehrenden und Lernenden, und daneben warten junge Leute auf einen Arbeitsplatz. Sind wenig Lehrstellen vorhanden, glauben die männlichen Anwärter zuerst darauf Anspruch erheben zu können, ganz besonders wenn eine gute Entlöhnung zu erwarten ist. Der Lehrerinnenberuf hat neben dem guten, gesicherten Einkommen noch einen Vorteil. Er gehört zu den wenigen Frauenberufen, die den Amtsmüden ein auskömmliches Ruhegehalt sichern. Das erweckt Neid. Es wäre jedem Menschen zu gönnen, daß ihm nach redlich erfülltem Arbeitsleben ein sorgenfreies Alter beschieden wäre. Helfen wir alle mit, daß die Altersversicherung Wirklichkeit werde. Vergessen wir aber auch nicht dafür zu wirken, daß jeder junge Mensch seinen Fähigkeiten entsprechend beruflich geschult werde! A. G.

Eine Glätterin

erzählt:

Es ist schon lange her, daß ich meine Schulbank verließ und in die Lehre als Glätterin eintrat. Ich war das zweite von vier Kindern und wollte, wie meine ältere Schwester, Schneiderin werden. Meine Patin, die wohl wußte, daß ich zum ständigen Sitzen zu lebhaft war, riet mir zum Glätterinnenberuf. Um meine Aufmerksamkeit auf diesen Beruf hinzulenken, führte sie mich vor die schönen Schaufenster der großen Wäschegeschäfte in der alten Stadt Basel. Mit dem Betrachten der kleinen Bébéwäsche, der feinen Damenwäsche und Smokinghemden wuchs meine Freude, und so trat ich denn in die Glätterinnenlehre in ein solches Geschäft ein. Da war zu oberst im Hause das Weißnähatelier, in der Mitte die Glätterei, unten befanden sich die Verkaufsmagazine und in den Hofräumen die Wäscherei. Bald erkannte ich, daß jedes Stück erst ausstellungsfähig war, wenn man es schön gebügelt hatte, und es dünkte mich, vom ganzen Geschäft seien unbedingt wir in der „Gletti" die eigentlichen Künstler. Vom ersten Tag an, der mit Taschentüchern anfing, wuchs meine Freude. Unter der Leitung einer tüchtigen ersten Arbeiterin ging es langsam aufwärts zu den schwierigeren Arbeiten. Die größte Aufmerksamkeit für exakte Arbeit verlangte mein Prinzipal für die Herrenhemden. Er trug immer eine Brille. Wenn er aber die fertigen Hemden nachsah, setzte er immer noch eine zweite Brille auf, und diesen Doppelgläsern entging kein Rümpflein und kein Flecklein. Da gab es öfters bittere Tränen. Aber das war nur Ansporn zu neuem Fleiß.

Dazumal mußten wir in Basel noch keine Gewerbeschule besuchen, und es gab keine Examen. Trotzdem habe ich mit einem guten Zeugnis meine Lehrstelle verlassen. Nach anderthalb Jahren kam ich auf Empfehlung meines Prinzipals in ein kleines Hotel nach Grindelwald, wo ich fünf Saisons nacheinander die Glätterei und die Lingerie besorgte. Dort lernte ich noch viel Neues hinzu. Die fremden Damen aus allen Ländern brachten mannigfaltige Wäsche feinster Qualität mit. Auch in spätern Stellen habe ich immer wieder etwas hinzugelernt. Nachdem ich mich verheiratet hatte und mein Mann immer in guter Stellung war, durfte ich zu Hause sein und für ihn und unsern Buben den Haushalt besorgen. Leider traf mich das Unglück, durch den Tod meinen Mann zu verlieren. Nun war ich wieder genötigt, zu verdienen, da meine kleine Pension allein nicht ausreichte. Ich griff zu meinem alten gelernten Beruf und gehe heute immer wieder mit Freude an die Arbeit. Rosa Commarmot.

Eine jungverheiratete Journalistin

die ihren Beruf weiter ausübt, berichtet:

Zur Zeit, da ich noch „ausschließlich Journalistin" war, da ich mitten in dieser so vielseitig bewegten, immer wieder Neues bietenden Laufbahn stand und über alles schrieb, was Zeitungen brauchen und Abonnenten lesen wollen, — über die Verwendung der Tomate und die Zubereitung von Fischen, über Premierminister Churchills politischen Aufstieg, über Flakkanonen oder Frauenbundtagungen, da dachte ich mir oft, es gäbe nichts auf der Welt, das mir diesen Beruf ersetzen könnte, denn von allen andern Berufen hörte ich, sie brächten so sehr viel Eintöniges. — Und dann wurde ich doch beinahe inkonsequent — ich heiratete und wurde Hausfrau, übernahm also den Beruf, von dem es gerade heißt, er sei der eintönigste, undankbarste.

Ich gab aber zur Sicherheit meinen ersten Beruf nicht auf und führe nun seither eine Art

Doppeldasein:

das bedeutet aber nicht, daß ich am Morgen Hausfrau und am Nachmittag Journalistin bin, da wäre wohl meinem Mann und auch der Zeitung schlecht gedient! Nein, ich konnte vielmehr schon in den ersten Tagen meines Ehestandes feststellen, daß sich mein Kopf in jeder Minute fast „doppelberuflich" beschäftigte. Und da entdeckte ich, wie erstaunlich viele Möglichkeiten der Hausfrau gegeben sind, sich ihren stillen Gedanken während der Hausarbeit zu widmen. Nun höre ich schon schadenfrohe Stimmen: „Das wird mir ein gutes Essen geben, wenn der Köchin Gedanken in alle Winde flattern!..." Oh, bitte, die Suppe ist mir erst zweimal übergekocht und die Milch noch nie, ich habe die Wohnungsschlüssel noch nie verlegt und nie das Bügeleisen auf einem Herrenhemd stehen lassen — ich will auch gar nicht sagen, daß die Frau jederzeit an etwas Interessanteres als an ihre häuslichen Verrichtungen denken muß, aber es gibt so viele Arbeiten, die stundenlanges Herumsitzen oder -stehen fordern: das Konfitüreneinkochen, das Strumpfwaschen, das Flicken, das Bügeln. Die Hände arbeiten zum großen Teil mechanisch. Dann wandern eben die Gedanken ab, warum sollen sie nicht, wenn sie gute, lebendige Ideen bringen? Beim Schnittlauchschneiden und Fensterputzen habe ich gelernt, daß die körperliche Hausarbeit nicht geisttötend zu sein braucht, wenn man nur stets dem Geist eine Verarbeitung gibt, die Hausarbeit läßt Raum für manchen Gedanken, die Berufsarbeit aber liefert solche Gedanken und bringt Abwechslung in die häuslichen Verrichtungen. Eine Hausfrau, die sich nicht langweilt, ist aber sicher zufriedener als eine, die den ganzen Tag werkt und niemals ein sichtbares Ergebnis ihrer Arbeit sieht, weil die Treppe, die sie am Morgen putzt, eben am Abend wieder schmutzig ist.

Nun stellt sich natürlich die in unserem patriarchalischen Lande so gewichtige Frage:

Was sagt der Mann zur Berufsarbeit der Frau?

Ich möchte es keinem Mädchen raten, gegen Wunsch und Willen ihres gestrengen Gemahls weiter im Berufe tätig zu sein. Es soll vielmehr vor der Heirat die Frage abklären, ob es weiter arbeiten soll und dann unter Umständen zwischen Ehe und Beruf wählen. Ziemlich sicher wird nämlich jeder jungen Frau einmal ein Mißgeschick passieren: sie wird vergessen, Brot einzukaufen oder sie wird die Milch sauer werden lassen, oder sie wird einen wichtigen Brief nicht beizeiten einwerfen — und zwar passieren solche Dinge den berufstätigen Frauen absolut nicht mehr als den Hausmütterchen. Wenn nun aber der Mann eine gewisse Abneigung gegen die Nebenbeschäftigungen seiner Frau hat, wird er diesen sofort die Schuld an der Versäumnis geben. Es gibt Streit und Reibereien, und aus solchen Irrtümern erwächst dann das starre und unvernünftige Argument: „Frauen sollten nichts

Wie könnte die Frau, in deren Händen die erste Erziehung des künftigen Staatsbürgers liegt, sein Herz und seinen Geist zur Erkenntnis seiner Pflichten heranbilden, wenn sie selbst sie nicht kennt, wenn sie kein Band zwischen sich und dem Leben ihres Volkes fühlt?

Malwida von Meysenbug

Das Bundesfeier-Abzeichen

wird dies Jahr zu Gunsten der

Förderung der beruflichen Ausbildung

unserer Jugend verkauft. Als Erzeugnis des St. Galler Stickereigewerbes ist es ein technisches Kunstwerk, ein der Handmaschinenstickerei, auf so kleinem Plätzlein allen 22 Kantonswappen Raum gewährend.

Kauft Abzeichen und Karten! Der Ertrag kommt, so dürfen wir bestimmt annehmen, insbesondere auch der strebsamen weiblichen Jugend zu: es sollen in vermehrtem Maße Stipendien für Berufsaus- und -fortbildung zur Verteilung an sie gelangen können. Viele unserer alten Stipendienfonds stammen noch aus Zeiten, da die Donatoren die berufliche Tüchtigkeit und Selbständigkeit nur für den Jüngling als notwendig erachteten, die Starrheit alter Stiftungsurkunden verbietet dann, auch Mädchen der Gaben teilhaftig werden zu lassen.

Nun sollen vermehrte Quellen fließen; unsere Berufsberaterinnen werden, zusammen mit den weiteren interessierten Kreisen, dafür Sorge tragen, daß die weibliche Jugend den hilfreichen Segen aus dieser Bundesfeierspende zu spüren bekomme.

Küstenstraße nach Messina fort, während Montgomery eine Umgruppierung seiner Truppen vornimmt, um nicht durch einen Frontalangriff auf Catania zu große Verluste zu riskieren.

Ostfront: Die Russen stehen immer noch im Angriff auf die Festung Orel, sie erzielten örtliche Erfolge, die Entscheidung ist aber noch nicht gefallen.

Krieg im Pazifik: Im Salomonengebiet drangen die Amerikaner weiter gegen Munda und Bairoko vor, auf Neu Guinea kamen sie bei Salamaua mit dem Feind in Fühlung.

Luftkrieg: Den bisher schwersten Angriff des Krieges erlitt Hamburg. Zehntausende wurden obdachlos, schwere Tagesangriffe richteten sich gegen Kassel, Aschersleben, gegen Norwegen, Essen, ferner gegen Livorno, Bologna und Kreta.

Im Herzen Zürichs das

HOTEL ST. PETER ZÜRICH

modern, ruhig, gepflegt

beim Paradeplatz hinter Grieder

GARTEN-RESTAURANT

Menus: 2.50 3.30 Nachmittagskaffee

---

nährt ihn für sich und wird verzehrt von Vogt und Weh zugleich. Versucht es, euern Schmerz euch gegenseitig zu offenbaren, dann wird auch der Rat auftauchen, wie dem Schmerz abzuhelfen, und der Mut dazu."

Stauffacher faßte die Rede seiner Frau; bei allgemeiner Not erkannte er ein gemeinsam Vertrauen aller Notleidenden als Fundament einer genügenden Abwehr. Freilich wars damals wie jetzt. Wo in schweren Zeiten ein allgemeines Schweigen herrscht, da ist schwer, sich auszusprechen und Vertraute zu suchen, man weiß nicht, was hinter dem Schweigen sich birgt, weil gar oft gerade der, welcher redet und klagt, ein Spion ist, der das Schweigen brechen und durch scheinbare Offenheit Zutrauen erwecken, das Verborgene an den Tag bringen soll. Damals wie jetzt gab es Leute in allen Landen ohne eigenen Wert, welche sich der Macht anschlossen, nicht um gemeinsam mit ihr das allgemeine Wohl zu fördern, sondern um sich in ihrem Lichte zu sonnen, und da sie dieses Recht nicht mit etwas Gutem zu erwerben vermögen, so erkaufen sie es mit Verrat und Schmeichelei. Daher das Schweigen und das düstere Wesen, welches in jeder Ehe, in jedem Hause, in jedem Lande, wo ein wachsend Weh verborgen ist, sichtbar wird.

Doch als beide rieten, wo am sichersten Vertrauen und Rat gesucht werden möchte, da fielen beide auf Uri als dem Lande, wo der Vögte Gewalt noch am wenigsten begründet sei, etwas Geheimes am längsten könne verborgen bleiben, ein Einverständnis am sichersten könne angeknüpft werden, ohne den Einverstandenen Verderben zu bringen. Dort war es wiederum Walter Fürst, den er zum Vertrauten sich auserkor; nicht weil derselbe ein Irrwisch war, der, ein lodernd Flämmchen, allenthalben herumschoß, sondern, weil sein silbern Haupt in stiller Ehrwürdigkeit und steter Treue durch alle drei Länder leuchtete, darum wählte ihn jeder Bedrängte zum Beschützer, jeder Bekümmerte zum Vertrauten.

Stauffacher zögerte, von seiner Frau getrieben, nicht und fuhr, als er den Vogt unten im Lande wußte, den See hinauf und suchte Walter Fürst. Es war ein ernster Tag, als die beiden Männer beieinander saßen, offen und bieder des Landes Not besprachen, die mögliche Abhülfe erwogen. Bei Albrecht Beschwerde führen konnten sie nicht mehr, sie hatten es zu mehreren Malen umsonst versucht, sie wußten jetzt, er wollte es so, wie die Vögte es trieben; und dieses Treiben war nicht zu ertragen, ihre heiligsten Güter gefährdete es, es war, als ob Räuber in ihr Haus gebrochen, und wo Räuber sind, steht alles auf dem Spiele, und jede Wehr scheint erlaubt. Wenn aber der Räuber doch betitelt ist, wenn er Obrigkeit ist, von der es heißt, sie sei von Gott, und jedermann solle ihr untertan sein, dann sagt billig der biedere Mann, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und frägt sich ernst, ob die Unbill nicht zu ertragen, die Abhülfe Gott zu überlassen sei.

„In unseren Kindern liegt die Zukunft unseres Landes" . . . .

Das ist der Grundton, freudig und ermahnend, auf den sich das schöne Werk „Juventus Helvetica" (Verlag M. S. Metz, Zürich) aufbaut. Man möchte ihm weite Verbreitung wünschen, es in viele Eltern- und Erzieherhände legen: doch kann sein, daß sein Umfang und Gewicht ihm da und dort den Zugang erschwert. Was ihm die Türen öffnen wird, sind die zahlreichen, sehr schönen, Herz- und Auge erfreuenden Bilder. Diese Tiefdrucke des Art. Institut Orell Füßli Zürich bringen die ausgezeichneten Aufnahmen von Kinderköpfchen, Gruppen- und Einzelbildern zu schönster Wirkung. Sie begleiten belebend und anregend den Text und bieten Ruhe und Erholung zwischen inhaltschweren Kapiteln. Unserer jungen Generation ist das Werk gewidmet. Viel Zuversicht und Zukunftsglaube steigt aus den Blättern; große Einsicht und der starke Wille zu Verständnis, Fürsorge, Vorsorge geben jenem Zukunftsglauben die Berechtigung. Der Herausgeber des Buches, Hans Richard Müller, Zürich, sammelt in blauem Leinenband Stimmen von Aerzten und Lehrern, von Eltern und Erziehern, Berufenen und Berufstätigen, von Jugendführern und Beratern. Sie alle sind vom einen Gedanken beseelt: „unser Kinder Land" zu bauen, besser, gesünder, ehrlicher als es das gestrige war, das heutige vielfach noch ist. Ist es eine Art Schuldgefühl, ist es das Verantwortungsbewußtsein, ist es eine Flucht ins Morgen, die diese Stimmen zum Konzert vereinigen? Als erster spricht der Dichter zu uns. Hermann Hilbrunners Worte „Du und das Kind" führen uns auf edle und beschwingte Höhe, und machen uns empfänglich für die folgenden, die sachlichern Kapitel. „Du" und das Kind, aber niemals „der Staat und das Kind". „Welchem Haupte entsprang erstmals die Ansicht, die Kinder seien des Staates? unglückseligster Mensch! Sparta ist tot, aber Athen und Solon leben noch fort, denn sie haben nicht gegen die allgemeine Menschennatur gesündigt."

Unmöglich ist es, aus dem Reichtum des Gebotenen das Wesentlichste auszuwählen, ihn auf gedrängtem Raum zu erschöpfen. Mary Lavaters Gedanken über „die Erziehung im Elternhause" werden köstlich ergänzt durch H. R. Schmids „Erziehung der Eltern". Lachende Wahrheiten teilt er aus, die nachdenklich stimmen und von tiefem Ernst getragen sind. Die seelische und körperliche Entwicklung des Kindes, die Kinderzeichnungen, die Schule, die körperliche und die nationale Erziehung, Berufsfragen, das unendlich weite Gebiet der Fürsorge — jedes Kapitel ist erschöpfend behandelt, jedes wert, für sich allein gewürdigt zu werden.

Fast wäre man beim Umschlagen der letzten Seite versucht zu sagen: bei so viel Liebe und Verständnis für das Kind, für die Jugend, bei so viel Einsicht, Für- und Vorsorge für Normale, Gehinderte, Gehemmte, Geschädigte kann nur ein glückliches, vollkommenes Geschlecht heranwachsen. Daß die besten Theorien dem Leben gegenüber manchmal verlagen, daß unter dem besten Samen Unkraut wächst und ein Unwetter die schönste Saat zu nichte machen kann ist eine Erkenntnis, die uns vor zu hochgespannten Erwartungen bewahren, uns aber den Mut zur Arbeit nicht nehmen soll.

Als Ergänzung und Kontrast zu den aufbauenden vorsorgenden Kapiteln schließt sich diesen als letztes Ed. Arnets Bericht an: „Die Schweiz hilft den hungernden Kindern Europas". Ueberzeugender, greller könnte das Unrecht das an diesen Kindern geschieht, ergreifender das Kriegsgeschehen nicht dargestellt werden als durch diese Kontrastwirkung. Dort das zerstörte Kinderland, — im bildlichen und konkreten Sinne — hier das umhegte und umsorgte Gärtchen! Daß unsere Kinder jenen Kindern verbunden sind durch Hilfeleistungen nach ihren Kräften (Wochenbatzen) durch die schöne Tatsache „Kinder helfen Kindern" gibt diesem letzten Teil seine schöne Berechtigung im Schweizer-Werke „Juventus Helvetica".

Band 1 nennt sich diese stattliche Ausgabe, das berechtigt zur Annahme, daß wir auf einen zweiten gespannt sein dürfen. M. P. U.

tun außer der Hausarbeit. — Wenn aber der Ehemann einverstanden ist mit der Beschäftigung seiner Frau, wenn sie sogar mit seinen eigenen Berufsinteressen übereinstimmt, kann sich eine sehr schöne Ehe entwickeln, die niemals in einen schablonenhaften Trott ausarten wird, weil sich täglich neue Diskussionsmöglichkeiten ergeben. Der Mann wird einmal ein Auge zudrücken, wenn etwas nicht klappt im Haushalt, er wird vielleicht sogar selbst Hand anlegen und einen Schaden verhindern, es entsteht ein verständnisreiches Miteinanderwirken.

Kann man aber diese Regel auf alle Frauenberufe ausdehnen? Ich spreche als Journalistin, und es ist ohne weiteres klar, daß dieser Beruf vieles vor andern voraus hat: ich kann einen großen Teil meiner Arbeit daheim erledigen, ich kann mich in einem ruhigen Moment schnell an den Schreibtisch setzen, und einen Artikel schreiben, während die Kartoffeln sieden, ohne fürchten zu müssen, daß, wenn ich wiederkomme, die Pfanne keinen Boden mehr hat. Dann gibt mir gerade der Haushalt manche Anregung, ich kann mir besser denken, was Frauen gerne lesen möchten an praktischen und auch an besinnlichen Dingen, seit ich von ihrem Standpunkt aus denke. Und ich muß hier bekennen, daß ich bereits damals, als ich mich zum Studium entschloß, diesen Vorteil erwogen und mich sogar damals vielleicht in etwas jugendlicher Anmaßung erkühnt habe, zu glauben, ich könnte dereinst meine Kinder besser erziehen, wenn ich in all den Fragen des täglichen Lebens, die im Zeitungsbetrieb erörtert werden, auf dem Laufenden sei. Mit einiger Uebertreibung könnte ich also geradezu behaupten, ich habe Studium und Beruf mit Hinblick auf die Ehe gewählt, so wie früher die jungen Mädchen sich an die Ausfteuernäherei machten, sobald sie konfirmiert waren, und da die Kindererziehung unbestritten gerade so wichtig ist wie schöne Leintücher, vielleicht vielen Frauen auch wichtiger, habe ich vielleicht gar nicht so unrecht gehabt mit meinem Entschluß.

Beruf neben der Ehe, Ehe mit Beruf — diese Doppelheit hat mir aber noch eine

wertvolle Erkenntnis

gebracht. Ich möchte sie allen Frauen ans Herz legen, weil sie ihnen immer wieder neue Zufriedenheit schenken kann: die Frau, die nicht manuell arbeitet, unterschätzt gern die Denkleistung der Hausmütter, die Hausfrau dagegen meint oft entweder, die „Berufstätigen" verstünden nichts von Haushalt, sie wüßten nicht einmal, wie man ein Ei siedet, „die hätten es lang gut". Beide Parteien sind im Unrecht: die Hausfrau ist besonders in der heutigen Zeit wohl doppelt so sehr wie früher mit Haushaltnöten belastet: wenn sie ihrer Familie ein mit Liebe und Sorgfalt zubereitetes Essen servieren will, kann sie wirklich kein müßiges Dasein führen; die unverheirateten Frauen andererseits sind bei weitem nicht so unbeholfene Praktikerinnen, wie man vielerorts glaubt.

Als ich jüngst an einem stillen Sonntagnachmittag Strümpfe waschen mußte, beobachtete ich durch die geschlossenen Läden im Nachbarhaus eine Büroangestellte, die sich bequem im Liegestuhl mit Zeitschriften unterhielt. Wäre ich nur Hausfrau, ich hätte wohl ein bitteres Gefühl nicht unterdrücken können: „Die kann ihren Sonntag genießen!" Weil ich aber auch einmal ledig und ausschließlich berufstätig gewesen, wußte ich, daß auch ein alleinstehendes Bürofräulein eine Menge Arbeit für sich selbst zu verrichten hat. Und meine Ueberlegung behielt recht: am nächsten Abend spät um zehn Uhr stand das berufstätige Fräulein am offenen Fenster und bügelte ihre Sachen selbst!

Ausbildung aller Fähigkeiten ist die höchste Pflicht, aber auch das höchste Recht jedes jungen Menschen, des Mannes wie der Frau; nicht nur, daß er es im Leben weit bringe, soll er lernen, sondern daß er den Wert jeder Arbeit und jede Leistung anerkenne. Wenn die Akademikerin weiß, daß das Geschirrspülen eine mühsame Angelegenheit ist, und daß man ohne Kopf und Denken kein Essen herrichten kann, wenn aber auch die Bäuerin oder die Hausfrau zugibt, daß Kopfarbeit anstrengt und ermüdet, selbst wenn der Mensch dabei sitzen kann, dann wächst die Achtung und damit das gegenseitige Verstehen unter den Frauen, und dies soll das höchste Ziel aller weiblichen Ausbildung sein.

H. B.-S.

Amerika hat Vertrauen in die weibliche Intelligenz

II.

Im Womens Bureau in the U. S. Department of Labor ist, wie wir ebenfalls aus der „Nationalzeitung erfahren,

Mary Anderson

Chefin. Aus einer Gruppe von Streikposten stehenden Frauen in Chicago hatte man sie im Spätherbst 1917 nach Washington gerufen, damit sie die Führung eines Komitees zur Ueberwachung der arbeitenden Frauen in der damaligen Kriegsindustrie übernehme. Samuel Gompers, der Präsident der amerikanischen Arbeitergewerkschaften, hatte dieses Komitee beim Kriegsdepartement durchgesetzt. Schon wenige Monate später stimmte Präsident Wilson dem Komitee vorbehaltlos zu, und der Kongreß wandelte es aus einer provisorischen Kriegsinstitution zur definitiven Unterabteilung der Frauenarbeit im Arbeitsministerium um und gab ihm den Namen, den es heute trägt. Mary Anderson war die erste Arbeiterin, die in den USA. einem derart hohen, offiziellen Posten bekleidete und ihn während mehr als zwanzig Jahren heute noch innehält. Denn Mary Anderson war keine für soziale Probleme sich interessierende Dame der Gesellschaft, deren es in den USA. zahlreiche gibt. Sie hatte als junges Dienstmädchen angefangen, sich ihr Brot zu verdienen, war bald darauf Fabriklerin geworden und hatte sich von Anfang an neben der Arbeit in der Schuhfabrik in Chicago, in welcher sie tätig war, mit allem Eifer und einer unermüdlichen Kraft der Organisation der arbeitenden Frauen gewidmet. Sie war als jüngstes von sieben Kindern dem Magnus und der Mathilde Anderson, zwei kleinen Bauernleuten in Schweden, im August 1872 geboren worden. Früh waren ihre Schwestern nach Amerika ausgewandert. Auch Mary fuhr schon mit 16 Jahren über den weiten Atlantischen Ozean, um im Land der unbegrenzten Möglichkeit ein Arbeitsfeld zu finden, auf dem sie sich mit ihrer jugendlichen Begeisterung ganz einsetzen konnte. Es war ihr schon damals nicht drum zu tun, Geld zu verdienen und ein ruhiges, komfortables Leben aufzubauen, sondern sie wollte sich bereits als junges Ding für die Besserstellung der arbeitenden Frau kämpfend einsetzen. Das Jahr als Dienstbote benützte sie dazu, die Sprache gründlich zu erlernen. Und sowie sie in der Fabrik eine Stelle gefunden hatte, schrieb sie sich auch nach dem zehnstündigen, harten Arbeitstag in den Abendkursen der Volksschule ein, um sich weiterzubilden. Gleichzeitig trat sie dem Verband der Schuharbeiterinnen bei und setzte sich bei jeder Gelegenheit dafür ein, daß der Frau jene Rechte zuerkannt würden, die sie dank ihrer Leistungen zu beanspruchen hatte.

Es war Mary Anderson, die als eine der ersten Vorkämpferinnen gegen den Unterschied zwischen Frauen- und Männerarbeit, Frauenverdienst und Männerverdienst auftrat und die Theorie, die auch heute noch nicht ganz auszurotten ist, aufdeckt, daß die Frau die billigere Arbeitskraft sei. Als klar überlegende Nordländerin hat sie sich dabei nie von Ideen und wissenschaftlichen Systemen allein leiten lassen, sondern wußte, daß die kleinsten Dinge der Wirklichkeit, des Alltags ebenso entscheidend sind. So setzt sie sich heute, da sie unter ähnlichen Verhältnissen wie an ihrem ersten offiziellen Posten 1917 die Ueberwachung der Frau in der Kriegsindustrie durchzuführen hat, auch für scheinbar nebensächliche Dinge ein, für freundliche Eßlokale für Arbeiterinnen, anständige Sitzgelegenheiten am Arbeitstisch usw. Denn sie geht von der ganz nüchternen Erkenntnis aus — die sie durch ihr eigenes Arbeiterinsein zur Genüge erfahren hatte —, daß eine Frau, die sich im Betrieb wohlfühlt, erheblich mehr leistet als eine Frau, die sich tagaus, tagein gegen kleinliche Unzulänglichkeiten im Betrieb zu wehren hat. Die Aufgabe, die die heute siebzigjährige Mary zu erfüllen sich bestrebt, über deren rundem, ruhigem Gesicht mit den derben, einfachen Zügen die reichlichen silbernen Haare sich zum lichten Kranz formen, besteht darin, für das Wohlergehen der arbeitenden Frau zu sorgen, die Arbeitsbedingungen zu verbessern, die Arbeitsresultate zu steigern und die Einstellung der richtigen weiblichen Arbeitskraft am richtigen Arbeitsplatz zu überwachen. Wie damals, als sie 1917 vom Streikposten weg nach Washington gerufen wurde, um die Arbeitsleistungen der Frauen in der Kriegsindustrie zu fördern, so muß sie auch heute wieder in einem viel größeren Maße dafür sorgen, daß die Frau in der Kriegsindustrie ihr Bestes zu geben vermag und dabei aber auch durch die denkbar besten Gesetze und Verordnungen vor Ausnützung oder einer ungerechtfertigten Zurücksetzung gegenüber dem Manne geschützt wird. Es ist nicht überraschend, daß man den Namen „Miß Mary Anderson" immer wieder auf den kleinen Listen antrifft, wenn es gilt, „die zehn führenden Frauen der USA" zu erwähnen, oder wenn „die hundert hervorragenden Persönlichkeiten des Landes" bei irgendeiner Umfrage aufgeschrieben werden. Man hat das Leben der Mary Anderson ein typisch amerikanisches Schicksal getauft, das der kleinen, völlig mittellosen Arbeiterin erlaubte, einen der wichtigsten Posten unter den Beamten des Landes zu erreichen. Man hört und liest in der Welt viel vom fabelhaften Aufstieg des Zeitungsjungen zum Millionär. Hier ist es einmal eine Frau, die in bescheidener, weniger „bengalischer", aber für den Segen des Landes mindestens ebenso entscheidender Weise den gleichen Aufstieg zu machen wußte.

An die Schweizerfrauen zum 1. August

Das vierte Kriegsjahr geht seinem Ende entgegen. Wenn wir daran denken, was sich in diesen 47 Monaten jenseits unserer Grenzen zugetragen hat, so können wir unsere Gefühle nur mit zwei Worten umschreiben:

Dankbarkeit und Demut.

Dankbarkeit nicht nur dafür, daß uns der Krieg bis heute verschont hat, daß wir nicht hungern müssen, sondern ganz besonders dafür, daß wir von freigewählten Behörden regiert werden, daß unsere Gerichte in voller Unabhängigkeit Recht sprechen und daß wir unsere Kinder nach unsern Traditionen erziehen können. Demut darum, weil wir dies sicher nicht verdient haben. Denn trotz unseres eidgenössischen Wahlspruchs, trotz zahlreicher und aufrichtiger Versuche, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen, herrscht noch nicht der wahre Brudergeist unter uns. Wenn es im täglichen Existenzkampf auch nicht verhindert werden kann, daß der Vorteil des einen oft den Nachteil des andern bewirkt, so muß es erst recht unsere ständige Sorge sein, die Interessen unseres Nächsten nicht zu verletzen und jede unvermeidbare Härte zu mildern.

Was können wir Schweizerfrauen tun, um zu ändern, was bei uns noch zu wünschen übrig läßt? Vor allem wollen wir auch denjenigen Mitmenschen, die andere Lebensformen haben als wir, mit Teilnahme und Sympathie begegnen und versuchen, zu verstehen, bevor wir urteilen. Wir werden dann sehen, daß heute jeder seine Sorgen und Schwierigkeiten hat, mögen sie auch verschieden sein. Das Schicksal der Enterbten und Benachteiligten wird uns dann tiefer berühren, und wir werden ihnen zu helfen suchen. Wir werden einsehen, daß es manchmal im Interesse der Allgemeinheit nötig ist, den einen mehr zu Hilfe zu kommen als den andern. Wenn wir auch gewisse Dinge kritisieren müssen, so wollen wir uns doch nicht für berechtigt halten, deswegen über einzelne Kreise oder über unsere Behörden ein scharfes Urteil zu fällen.

Wir wollen uns um alles kümmern, was in unsern Gemeinden, in unserm Kanton und in der Eidgenossenschaft vorgeht. Die von unsern Räten behandelten Fragen gehen, auch wenn sie uns persönlich nicht berühren, das ganze Volk an. Jeder von uns ist mitverantwortlich am Schicksal des Ganzen durch die Art, wie er seinen Mitbürgern gegenüber handelt oder nicht handelt, da, wo seine Vermittlung, sein Einsatz nötig gewesen wäre. Trachten wir darnach, uns an die Stelle der andern zu setzen, wenn wir wollen, daß die Schweiz sich auf die christliche Zivilisation berufen kann.

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Amerikanische Bäuerinnen äußern sich zur Nachkriegszeit

Die amerikanischen Bäuerinnen haben vor kurzem eine Versammlung abgehalten, die im Rahmen der Jahrestagung der American Farmbureau Federation organisiert worden war. Auf dieser Versammlung einigten sich die amerikanischen Bäuerinnen darauf, daß die Vereinigten Staaten ihren vollen Teil der Verantwortung für die auf den „vier Freiheiten" Roosevelts beruhende Wiederaufbauarbeit nach dem Kriege zu übernehmen haben. Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde ein Redewettstreit über das Thema: „Die Welt, die wir nach dem Kriege wollen", ausgefochten, an dem tausend Frauen teilnahmen. Die vier Frauen, die ins „Finale" kamen, stimmten darin überein, daß der Isolationismus ausgespielt habe. Die Siegerin erklärte unter anderem: „Alle Nationen müssen sich an den Friedenstisch setzen, und wir wollen, daß auch die Frauen an diesen Konferenzen teilnehmen". Sie schlug gleichzeitig eine weltumfassende Organisation vor, die mit legislativen, rechtsprecherischen und polizeilichen Vollmachten ausgerüstet sei. Eine andere Rednerin sprach sich für die Einführung einer gerechten internationalen Handelspolitik aus, in deren Rahmen die Zollschranken herabgesetzt werden müßten.

Zur Notiz

Das Büro der Schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe bleibt vom 2. bis 7. August wegen Ferienabwesenheit beider Sekretärinnen geschlossen.

Unsere Leser

Aus der Arbeit der Pestalozzibibliothek in Zürich*

Wenn ein Leser — zum Beispiel ein Gelehrter, ein Student, ein Arzt — in eine wissenschaftliche Bibliothek kommt, so wird er in den allermeisten Fällen genau wissen, was er will: nämlich ein ganz bestimmtes Buch, das er zu ganz bestimmten Studienzwecken braucht. Ganz anders in der

Volksbibliothek.

Da wissen die Benützer in sehr vielen Fällen nur ganz unbestimmt, was für ein Buch sie haben möchten. Etwas Schönes, etwas aus dem Leben, etwas Trauriges, etwas Schweizerisches, etwas Interessantes, solche Wünsche werden geäußert. Und da sich unsere Leserschaft aus allen Bevölkerungs- und Altersklassen zusammensetzt, sind schon die großen Begriffe sehr verschieden und erst noch innerhalb jedes einzelnen von ihnen eine Unzahl Abwandlungen möglich. Unsere eigentliche und vornehmste Aufgabe ist es, dem richtigen Leser zum richtigen Buch zu verhelfen. So liegt der Schwerpunkt unserer Arbeit auf zwei Gebieten: einmal auf dem der Buchauswahl und dann vor allem auf dem der Ausleihe mit einer unaufdringlichen und doch wirksamen Leserberatung, die auf einer guten Bücherkenntnis beruhen muß.

Wer sich einmal Zeit nähme, bei unserer Bücherausgabe eine Stunde zuzuschauen, könnte sehen, daß wir vielleicht nacheinander eine Hausfrau, einen Lehrer, eine Schneiderin, einen Studenten, einen Handwerker, eine Töchterschülerin, einen halbwüchsigen Burschen und eine alte Großmutter mit Lesestoff zu versorgen haben. Diese Mannigfaltigkeit macht die Ausleihe zu etwas sehr Lebendigem. Die Bücherwünsche sind, wie schon angedeutet, ebenso vielfältig und verschieden, wie die Leser selbst: bestimmt und zielbewußt, ganz vage, unmöglich und unerfüllbar, entstanden aus dem Wissen um die Art eines Dichters und seiner Werke oder bestochen von einem schön klingenden Titel, irregeführt durch einen mißverstandenen. Das letzte bringt oft eine heitere Note in die Ausleihe und stellt gelegentlich ziemliche Anforderungen an die Selbstbeherrschung der Bibliothekarin. So z. B. wenn eine gemütliche alte Frau etwas Humoristisches verlangt „billicht die göttlech Kumedi" oder wenn auf einem Wunschzettel steht „Das Lächeln der Piraten" (Kolbenheyer. Das Lächeln des Penaten)! Selbstverständlich haben wir den geäußerten Wünschen die größte Aufmerksamkeit zu schenken, aus unzureichenden Angaben herauszulesen und zu ergänzen, was nur möglich ist, für ausgeliehene oder ungeeignete Bücher, stets rasch mit Gegenvorschlägen bei der Hand zu sein und zwar, wenn irgend möglich, nach der Seite des wertvolleren Buches hin — ergibt sich doch gerade hier die Möglichkeit einer unauffälligen Begleitung, wobei wir uns freilich hüten müssen, an den anderen Menschen etwa den Maßstab unseres persönlichen Geschmackes und Urteils anlegen zu wollen. Es gehört ja zum Schönsten unserer Arbeit, wenn es uns gelingt, einen Leser, der anfänglich in jeder Hinsicht minimale Ansprüche an das Buch stellt, mit der Zeit zum Wertvolleren zu führen.

Unsere ständig wachsenden Ausleihezahlen, die sich auch aus anderen größeren Schweizerstädten belegen ließen, liefern einen Beweis dafür, daß das Lesen nicht aus der Mode gekommen ist, wie gewisse Pessimisten behaupten, oder von Sport und Radio verdrängt wird. Es scheint mir im Gegenteil unzweifelhaft so zu sein, daß unsere schwere Zeit viele Menschen wieder mehr den stillen und dauernden Freuden des Buches zuführt. —

Ich möchte heute ein paar Lesergruppen herausgreifen; nicht jene Berufsgruppen, nach denen gesondert wir unsere Leserkarten ausstellen, sondern ich möchte versuchen, einige häufig vorkommende Typen nach menschlichen Gesichtspunkten zu gruppieren. Da gibt es zuerst einmal zwei verschiedene Arten von Lesern, jede in sich unendlich abwandelbar. Man kann sie die Sicheren und die Unsicheren nennen. Jedem Leser, der sich einschreibt, steht ja theoretisch unser ganzer, durch Kataloge erschlossener Bücherbestand zur Verfügung. Jeder weiß, daß ihn die finanzielle Seite nicht kümmern muß, daß er jedes Buch, sei es kostbar oder billig, der schönen oder belehrenden Literatur angehörig, zu den genau gleichen Bedingungen für drei Wochen mitnehmen kann. Viele Leser sind beglückt von diesem weitgespannten Möglichkeiten, sie finden sich sofort in den Katalogen zurecht und kommen mit klaren und bestimmten Anliegen in die Ausleihe. Andere dagegen sind verwirrt von der Fülle des Gebotenen, sie wissen nicht, was sie eigentlich wollen, sie lernen es nicht, die gedruckten Kataloge zu benützen, geschweige denn die Zettelkataloge, sie können sich die Verfassernamen nicht merken und schreiben sich noch die Titel verkehrt auf. Damit sind nach beiden Seiten die ausgeprägtesten Typen gekennzeichnet. Das soll aber ja nicht etwa den Anschein erwecken, als verbänden wir mit der Unterscheidung zwischen Gewandten und Ungewandten irgend eine Wertung oder eine Vorliebe!

Dem Volksbibliothekar, der seinem Beruf ernst auffaßt, liegt seine ganze Leserschaft, aber ebensosehr auch jeder einzelne Leser am Herzen, ob er es nun mit einem Sicheren und Gebildeten zu tun hat, mit einem abenteuerlüsternen Jungen, einem Fachbücher suchenden Arbeiter oder einer geplagten Hausmutter, die sich aus den Sorgen des Alltags in eine schönere und gefühlvollere Romanwelt flüchten will. Ja, er wird auch dann versuchen, sein Bestes zu geben, wenn er es mit der Lesergruppe der „Snobs" zu tun hat. Darunter verstehen wir in erster Linie die unheilbaren Neuheitenleser, jene, die es sozusagen als persönliche Beleidigung auffassen, wenn ein Buch nicht schon an dem Tage, an dem sie es irgendwo angekündigt sahen, für sie bereit steht, und die keinen Gedanken daran wenden, daß es doch auch etwas Arbeit brauchen könnte, bis ein Buch geprüft, gekauft, signiert, in die Kataloge eingearbeitet und vom Buchbinder etikettiert und ausleihefertig gemacht ist. Es gibt sogar Leser, die schon jedes vorjährige Buch ablehnen mit der großartigen Begründung, sie hätten das doch längst gelesen, wobei wir uns boshafterweise gelegentlich durch eine Gegenfrage davon überzeugen, wie wenig stichhaltig diese Behauptung oft ist. Da diese Leser auf den literarischen oder gar auf den menschlichen Gehalt einer Neuerscheinung wenig Wert zu legen pflegen, sehen wir sie in den allerschlimmsten, aber zum Glück recht seltenen Fällen, manchmal mit einiger Erleichterung in eine geschäftstüchtige Leihbibliothek abwandern, die ihren Bedürfnissen gewiß besser entspricht, als eine Bücherei, die ihre Aufgabe in der Volksbildung sieht. Umsomehr freuen wir uns, ernsthaften und kritischen Lesern, soweit es uns möglich ist, wertvolle Neuerscheinungen zu verschaffen, und wir freuen uns ganz besonders, wenn es uns gelingt, auch feine und stille Bücher, deren Erscheinen nicht von einer lauten Propaganda begleitet wird, unter die Leute zu bringen.

Als Gegengewicht zu dieser kleinen Lesergruppe greife ich noch eine andere, große und sehr erfreuliche heraus: Die Jugend. In der Volksbücherei-Arbeit ist die Ausleihe an Kinder und Jugendliche eine der allerschönsten, fruchtbarsten, aber auch eine der verantwortungsvollsten Aufgaben. Sind doch die werdenden Menschen allen Einflüssen mehr ausgeliefert als die schon geformten. Für sie gilt in besonderem Maße das weise Wort Jean Pauls: „Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen: besser oder schlech-

* Vor Monatsfrist (vgl Nr. 9 vom 26. Februar) wurde in einem Artikel „Vom Wirken der Bibliothekarin" auf Grund eines Interviews über das gesamte Arbeitsfeld der Bibliothekarin in einer Volksbibliothek, das so verschieden vom Schaffen in wissenschaftlichen Bibliotheken ist, berichtet. Nun erzählt in der heutigen Nummer eine Bibliothekarin selbst aus ihren Erfahrungen im Umgang mit den Lesern. Red.

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.

Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 13.–. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 4 13 88.

58 Dir. G. E. Lussy.

ter machen sie doch." Es ist eine riesige Skala, auf der sich die kindlichen Lesewünsche bewegen. Sie kann, und dies nur in der kleinen Altersspanne von 13 bis 16 Jahren und im Zeitraum von einer Stunde mit allen erdenklichen Zwischenstufen vom „Heidi" bis zum „Zarathustra" laufen. Da heißt es, sich seine Leute aufmerksam ansehen, unauffällig nach den Motiven des Lesewunsches zu forschen, die gerade hier oft in einem „schönen" oder falsche Vorstellungen erweckenden Buchtitel zu suchen sind, unerfüllbare Wünsche mit einer ernsthaften Begründung abzuschlagen, damit der junge Leser sein Vertrauen behält, Gegenvorschläge zu machen, und, vor allem, langsam und stetig den Weg zu weisen vom reinen Unterhaltungsbuch zu dem, das größere Anforderungen an Herz und Verstand stellt, vom rasch Vergänglichen zum Bleibenden. — Neben Buben, die nur und immer wieder das Abenteuer suchen, neben Mädchen, die nichts anderes wollen als viel Gefühl und ein happy end, gibt es andere gleichaltrige, die schon ganz andere Maßstäbe anlegen, und bei denen man spürt, daß alle möglichen Fragen ethischer und sozialer Natur in ihnen arbeiten, deren Beantwortung sie durch das Buch erhoffen. Wir haben auch sehr junge Leser, die sich mit erstaunlicher Zielstrebigkeit über ein bestimmtes Gebiet der belehrenden Literatur zu unterrichten versuchen. Unser Jungvolk ist im ganzen nicht rasch bei der Hand mit spontanen Aeußerungen und Urteilen über das Gelesene, dafür aber auch da, wo es ablehnt, von erfreulicher Aufrichtigkeit. Und beredte junge Augen sagen dem aufmerksamen Beobachter oft deutlicher als viele Worte, ob ein Buch seinen Zweck, zu interessieren und Freude zu bringen, erfüllt hat.

Wie sehr das Zeitgeschehen auch in unsere Arbeit hineingreift, das hat der große Zustrom von Arbeitslosen in den Jahren vor dem Kriege gezeigt, und davon zeugen auch die vielen Emigranten, die jetzt bei uns lesen. Gerade solche Zeiterscheinungen, die das Gepräge unserer Leserschaft oft weitgehend beeinflussen, mahnen uns immer wieder, wach und aufgeschlossen zu bleiben für die Forderungen und Nöte der Zeit. Sie lassen uns auch stets aufs neue tief dankbar sein dafür, daß wir in einem vom Kriege verschonten Land unsere Aufgabe erfüllen dürfen: Mittler zu sein zwischen Mensch und Buch.

G. v. W.

Die Jugend erzählt von ihrem Anbauen*

„Die Garten- und Feldarbeit ist mir etwas ganz Neues, und es ist mir jedesmal feierlich zumute, wenn ich die kleinen Sämlein der Erde anvertraue, um dann auf die hervorbrechenden Pflänzlein zu warten."

„Wir fanden alles rassig, natürlich, wir hatten uns doch freiwillig gemeldet, wir waren geladen mit Helferwillen und Tatkraft. Ob wir nun Jauche führen mußten oder ob es mit dem umgehängten Beerenkrätzli in die Himbeeren hinaufging, ob der Klee, der so ermüdend schwer an der Gabel hängen konnte, gezettet werden mußte oder hinter dem Emdfuder zu rechen war, ob die Kartoffel- und Getreidesäcke am Dorfbrunnen kräftig gebürstet und gewaschen werden mußten; hinter jede Arbeit machten wir uns mit Feuereifer, der zwar nach den ersten paar Tagen etwas erlahmte, weil wir eben an diese Arbeit nicht gewöhnt waren. Mit der Zeit kam aber auch die Routine..."

„Wohl den größten Eindruck hat mir der letzte Samstagvormittag gemacht, als wir ins Feld hinaushandarten, um Korn zu schneiden. Unwillkürlich wuchs eine tiefe Dankbarkeit in meinem Herzen, als ich die Aehren durch meine Hände gleiten ließ, und ich wurde ganz froh bei dem Gedanken, Brot, unser täglich Brot vor mir zu sehen."

„Zuerst war das Garbenbinden allerdings nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Bald schmerzte mich der Rücken, und meine Arme und Beine wurden ganz zerstochen von den Halmen. Aber der Meister zeigt, wie man mit Stroh die Garben bindet, indem man das Band zwischen Zeigefinger und Mittelfinger durchzieht und den Knoten macht. Dann ging es besser, und zuletzt konnte ich das Garbenbinden so gut, als hätte ich nie etwas anderes getan. Sogar „Chinesen" (Puppen) aufstellen lernte ich, und darauf war ich besonders stolz."

„Wir gingen auf ein Flachsfeld von unendlichen Ausmaßen, um „Flachs zu raufen". Wie und was das ist, war mir ein ganzes Rätsel. Unter der freundlichen und wohlmeinenden Leitung des Besitzers wurden wir in die Geheimnisse des „Raufens" (was hier ein durchaus friedliches Werk bedeutet!) eingeweiht. Wir machten uns ans Ausreißen, Büscheln und Binden der feinen weißblühenden Pflanzen. Wie mancher Bund mußte zweimal gebunden, wie oft der Rücken gebeugt und gestreckt werden! Aber man hatte doch Zeit, schnell in den klaren blauen Himmel hinaufzuschauen, die fernen Gipfel zu grüßen und sich gemeinsam an der Arbeit zu freuen."

* Zitate aus dem hübsch illustrierten Büchlein „Die Landhilfelager der Jungen Kirche" von Dr. theol. Paul Bühler, Verlag der Jungen Kirche des Bundes evangelischer Jugend der Schweiz. Zürich 1943.

Anna Jungck-Reinhardt †

Am 19. Juli erreichte die Ortsgruppe Basel des Schweizerischen Bundes abstinenter Frauen die Trauerbotschaft, daß seine hochgeschätzte ehemalige Präsidentin Frau Anna Jungck-Reinhardt durch einen sanften Tod erlöst worden sei. Wer Frau Jungck gekannt hat, wird sie nie vergessen. Ihrem Grundsatz getreu, den Kampf gegen den Alkohol überall aufzunehmen, schloß sie sich schon früh dem Schweizerischen Bund abstinenter Frauen an und wurde 1912 zur Präsidentin der Ortsgruppe Basel gewählt. Während vollen 28 Jahren leitete sie den Verein, bis sie 1940 zu ihren Kindern nach Bern übersiedelte.

Wir möchten von den vielen wichtigen Arbeiten ihre zwei ureigensten Werke herausheben. Im August 1914 eröffnete sie beim Gotthelfschulhaus die erste Soldatenstube der Schweiz, die sich für die Soldaten als große Wohltat erwies. Ihrer Initiative ist es zu verdanken, daß 1923 durch das Basler Küchenauto die alkoholfreie Verpflegung auf Bau- und Arbeitsplätzen aufgenommen werden konnte. In der ersten Zeit machte sie es sich zur Aufgabe, gegen den Morgenschnaps anzukämpfen; darum stand der Wagen schon in der Morgenfrühe bei den Arbeitsplätzen, um heißen Kaffee, Milch und Kakao auszuschenken. Aber schwer und entmutigend war der Anfang mit diesem „lieben Sorgenkinde", wie sie es gern zu nennen pflegte. Nur einer so tapferen, aufopfernden Frau wie Frau Jungck, die fest auf Gottes Hilfe vertraute, war es möglich, trotz allen Schwierigkeiten durchzuhalten. Mit der Zeit konnte man neben Zwischenverpflegungen zur Verabreichung ganzer Mittagessen auf Bauplätzen übergehen; denn der „Blaue Wagen" wurde jetzt bekannt und anerkannt. Doch nicht nur dort, sondern auch zu vielen festlichen Anlässen, Ausstellungen, großen Versammlungen usw., ja in die Manöver wurde er gerufen. Das Küchenauto gehörte nun so zu Basel, daß es immer wieder die großzügige Unterstützung weiter Kreise genießen durfte, ja, es wurde durch einen Aufruf an die Bevölkerung möglich, den nicht mehr fahrbaren Wagen durch einen neuen zu ersetzen, während der erste noch stillstehend auf dem Bauplatz der St. Johanneskirche und später im Rheinhafen dienen durfte.

Die unermüdliche Schafferin konnte sich nicht mit der bloßen Leitung dieser Werke begnügen, sondern hat oft tatkräftig selbst mit Hand angelegt. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Arbeitskraft in den Zentralvorstand des Schweizerischen Bundes abstinenter Frauen, in den Vorstand der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung, sowie in andere Organisationen berufen wurde. Wieviel Treue, Selbstlosigkeit und auch Zähigkeit zu dieser jahrelangen Tätigkeit notwendig war, können nur die ermessen, die der lieben Verstorbenen nahegestanden haben. Die volle Hingabe ihrer Persönlichkeit und die große Liebe für diese alkoholgegnerische soziale Arbeit ließ sie, neben sehr viel Sorge und Mühe, doch viel, viel Freude erleben. So wurde ihr Wirken im Schweizerischen Bund abstinenter Frauen zu ihrem eigentlichen Lebenswerk, dessen wir dankbar und ehrend gedenken.

M. S.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Frl. E. Bloch Ferienabwesend. Vertretung: Frau Dr. H. Baur-Sallenbach, Bachtelstraße, Pfäffikon, Zch.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 8 12 08.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg, (Zürich)

Wo kauft die Frau in Zürich

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Filiale Bahnhofplatz 7

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Näschelerstr. 44 Zürich 1

TELEPHON 34686
TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER
Blumenkrämer
„Das Haus, das jeden zufriedenstellt"
ZURICH
BAHNHOFSTRASSE 38

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

TAPETEN. WANDSTOFFE. VORHÄNGE
Tapeten Spörri
TEL: 36.660 . ZÜRICH . FÜSSLISTRASSE 6

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMMES

Haltbare Konfitüre für Ihren Vorrat durch
Opekta
Opekta schont Ihre Zuckerration, ist naturrein und ein Schweizerprodukt.

In der Schweiz werden die Kriegsfolgen immer fühlbarer! Aber das Durststillen muss uns keine Sorge machen: wir haben ja doch unser einheimisches, gesundes und mildwassiges
Weissenburger
MINERAL- UND KURWASSER
ausländischen Heilquellen ebenbürtig

LEBENDIGE KRAFT
Privat-Klinik
BIRCHER-BENNER
Zürich 7 Tel. 26890

Genf Hôtel des Familles
Christliches Hospiz, vis-à-vis Bahnhof
Heimelige Zimmer mit allem Komfort von Fr. 4.50
Mit voller oder halber Pension von Fr. 8–10.—

Verkaufsmagazine MIGROS in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Die Frauen und die Politiker

Das freisinnige „Aargauer Tagblatt" macht sich in seiner Nummer vom 20. Juli 1943 lustig über die Frauen, die ihre Männer „aufhetzen", für die Liste zu stimmen, die der Frau erleichtert, in Sachen Haushaltungsgeld die beiden Enden zusammenzubringen.

In ironischer Weise wird der Satz aus dem Brief einer Frau im „Wir Brückenbauer" Nr. 51 zitiert:

„... Und so sollte es jede Frau machen, denn an wie vielen Orten läßt man die Frau nie teilnehmen an politischen Gesprächen und Volkswirtschaftsproblemen; aber man ist streng darauf bedacht, daß die Frau nicht zuviel Haushaltungsgeld braucht .... usw."

Seitdem der Staat die Preise und — wenn auch nur lückenhaft — die Löhne reguliert, so geht eben die Politik die Frau auch etwas an. Man sagt ihr, wieviel sie von einer bestimmten Ware kaufen darf und welchen Preis sie zu bezahlen hat. Wer soll sich da wundern und wer soll sich da lustig machen wie jener Einsender, der schrieb:

„... Nach Ansicht Duttweilers wird man in Zukunft nicht mehr sagen ‚Die Liebe geht durch den Magen', sondern ‚Die Politik geht durch den Magen'."

Wenn es schon gestattet ist, von der ehelichen Liebe zu sagen, daß sie durch den Magen gehe, so darf man in heutiger Zeit ebenso humorvoll sagen: Die Politik geht durch den Magen. Man kann übrigens diesen Ausspruch etwas variieren. Es gibt eine schöne Anzahl Politiker, bei denen die Politik durch den „Magen" geht, wobei das Wort „Magen" besser mit „Portemonnaie" ersetzt würde. Nach unserer Ansicht ist es dann besser: Die Politik geht durch den Volks-Magen. Es ist ja mit der Liebe wie mit der Politik: sie kann das Edelste und das Gemeinste sein. Sicher aber ist, daß es ganz gesund ist, beim ehelichen Bund und beim Bund der Eidgenossen, wenn das Ideal mit dem alltäglich Praktischen gepaart ist, sonst geht's in beiden Fällen schief. Wir glauben, daß die Politiker, die immer nur Schützen- und Sängerfest-Phrasen im Munde führen, gefährlicher sind als die, die sich auch mit Makkaroni, Ravioli und anderem alltäglich Notwendigem abgeben.

Sicherlich stehen in dieser entscheidenden Phase der Weltgeschichte ganz andere Probleme und Sorgen im Vordergrund. Mit dem Uebergreifen des Kampfes in die sogenannte „Festung Europa" haben aber letzten Endes auch die Küchen- und Magenfragen in den weltgeschichtlichen Entscheidungen ihren Platz. Eine ausgehungerte Festung muß so gut kapitulieren wie eine militärisch überwundene.

Eines vergessen die Herren Politiker sehr leicht, nämlich, daß die Zeitungen am gründlichsten von den Frauen gelesen und vor allem von den Frauen abonniert und abbestellt werden. Daher ist es nicht ungefährlich, sich über das indirekte Stimmrecht der Frau und über ihre Sorgen lustig zu machen.

Es scheint uns, daß eher die Frauen Grund hätten, sich über die Politiker lustig zu machen, denn ihre Vorratskämmerlein waren bei Kriegsausbruch im allgemeinen für viel länger, oft für Jahre ausgestattet.

Wir behaupten steif und fest, daß es dem Einteilungstalent der Hausfrauen in viel größerem Maß zu verdanken ist, daß Familien, wo Schmalhans Zahlmeister ist, immer noch durchkommen, als den Teuerungszulagen, die meistens noch zu knapp bemessen sind.

Allerdings haben wir einen ganz besondern Grund, das Wesen und den Willen der Frauen hoch anzuschlagen: Es sind die Frauen, die ein Großunternehmen, die Migros, aufgebaut haben und erhalten. Es war die Weitsicht der Frauen, die im strengen Winter 1925/26 am Migroswagen morgens früh oder abends spät ihre Waren am Wagen erstanden, und zwar zu höheren Preisen als im Laden um sich diese Migros zu erhalten. Es ist den Frauen zu danken, daß sich nun die Migros gegen alle Widerstände und Heruntermachungen behauptet hat. Die Frauen haben uns den Mut gegeben, durchzuhalten, und haben uns so sehr verpflichtet, daß wir ihnen schließlich das ganze Unternehmen in Form der Genossenschaft übergeben haben.

Es sind gerade die wackeren und tüchtigen Frauen, die ihr indirektes Stimmrecht ausüben, und zwar in aller Stille. Wer würde bestreiten, daß die Frauen viel weniger auf Schlagwörter hereinfallen, sondern nur auf Tatsachen Gewicht legen?

Auch der Moment, sich über das schwächere Geschlecht lustig zu machen, ist schlecht gewählt, denn es ist doch so, daß je schwerer die Zeiten sind, desto mehr sich die Last auf die Schulter der Frau verschiebt.

Alle Hochachtung vor den Frauen, die „nachkommen" und die Mittel und Wege finden, denen zu helfen, die ihnen helfen, und wäre es mit dem Stimmzettel ihrer Männer und Söhne!

Genossenschafterinnen und Genossenschafter!

Am 30. und 31. Juli

findet die

Urabstimmung

betreffend Abnahme der Rechnung unserer Genossenschaft statt. (An Haltestellen, die an diesen Tagen nicht bedient werden, kann am nächstfrüheren Bedienungstag dieser Haltestelle abgestimmt werden.)

Beachten Sie bitte folgende zwei Punkte:

1. **Anteilschein oder Interimsquittung nicht vergessen**, sonst können Sie nicht stimmen.
2. Der **Stimmzettel** ist aus dem „Wir Brükkenbauer" vom 23. Juli oder 30. Juli **auszuschneiden**.

Im übrigen verweisen wir Sie auf die Publikationen im „Wir Brückenbauer".

Frauen! Je stärker unsere Genossenschaft angefochten ist, um so notwendiger ist es, daß Sie mit dem Stimmzettel für sie eintreten.